

Gesellschaftlicher Wandel und Biographie

Autor(en): **Shingo, Shimada**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen
Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société
Suisse-Asie**

Band (Jahr): **51 (1997)**

Heft 1: **Diversity, change, fluidity : Japanese perspectives**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-147329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GESELLSCHAFTLICHER WANDEL UND BIOGRAPHIE

Shimada Shingo, Erlangen

Sozialer Wandel stellt – in welcher Gesellschaft auch immer – ein komplexes Phänomen dar, das die sozialwissenschaftlichen Forschungsmethoden herausfordert. Während sich die Struktur einer Gesellschaft mehr oder weniger konkret und objektiv erfassen lässt, können die Interpretationen verschiedener Aspekte des sozialen Wandels je nach dem regionalen und schichtbezogenen Zusammenhang, aber auch nach der Perspektive des Forschers erheblich variieren. Hinzu kommt, dass heute keine einheitlichen theoretischen Grundlagen wie die der klassischen Modernisierungstheorie mehr zur Verfügung stehen, die den Forschern einen sicheren Standpunkt anbieten würden. Vor diesem Hintergrund besteht die Frage, wie man sich heute mit dem Phänomen des sozialen Wandels in einer Gesellschaft wie der japanischen auseinandersetzen kann und soll. Mit dieser Problematik beschäftigte sich das von mir geleitete Forschungsprojekt “‘Arbeitszeit’, ‘Freizeit’, ‘Familienzeit’ – Der Umgang mit westlichen Zeitlichkeitskonzepten in der japanischen Gesellschaft”.¹ Aus diesem Projekt wird im vorliegenden Beitrag ein Teilergebnis vorgestellt, das einen Ansatz zur Klärung der oben genannten Frage bieten könnte. Zunächst stelle ich den theoretischen Ausgangspunkt des Forschungsprojektes dar, danach wird der Ort, an dem die empirische Forschung stattfand, kurz vorgestellt, um anschliessend die akteurorientierte Perspektive auf den sozialen Wandel anhand eines lebensgeschichtlichen Interviews darzulegen.²

- 1 Das Forschungsprojekt wurde am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg mit der finanziellen Unterstützung der Volkswagen-Stiftung im Rahmen des Forschungsschwerpunktes “Das Fremde und das Eigene – Probleme und Möglichkeiten interkulturellen Verstehens” zwischen 1993 und 1996 durchgeführt. Für die grosszügige und unbürokratische Finanzierung sei der Volkswagen-Stiftung gedankt. Ein empirisch orientierter Endbericht ist zur Zeit in Vorbereitung.
- 2 Als theoretischer Hintergrund für diese Darstellung sind folgende Arbeiten zu nennen: SAID 1978, FABIAN 1983, CLIFFORD/MARCUS 1986, CLIFFORD 1988, MATTHES 1992, BERG/FUCHS 1993, BHABHA 1994, BACHMANN-MEDICK 1997. Vgl. auch SHIMADA 1997 als ausführliche Auseinandersetzung mit diesen theoretischen Überlegungen.

I.

Den Ausgangspunkt des Forschungsprojektes bildete zunächst der Zweifel daran, ob ein so universal verstandener Begriff wie der der 'Zeit' ohne weiteres auf eine 'fremde' Kultur übertragen werden kann. Nicht, dass die generelle Anwendbarkeit des Begriffs bezweifelt würde. Es ist heute dank der Globalisierung der Technologie und der kapitalistischen Zivilisation sicherlich möglich, von einer solchen 'Zeit' in welcher Kultur auch immer zu sprechen. Auf dieser Ebene kann man die statistisch errechneten Mengen von Arbeitszeit oder Freizeit in dieser und jener Kultur miteinander vergleichen. So führt beispielsweise die japanische öffentlich-rechtliche Fernsehanstalt NHK alle fünf Jahre eine Untersuchung mit standardisierten Fragebögen über die alltagsbezogene Zeitverwendung in Japan durch (NHK 1990). Diese Daten geben Aufschluss darüber, wie die Menschen im jeweiligen gesellschaftlichen Zusammenhang leben, so dass die genannte Untersuchung zu dem Ergebnis kommt, dass man nun durchschnittlich mehr Freizeit nach 22 Uhr mit irgendeiner privaten Aktivität verbringe als zuvor. Die Voraussetzung für diese Untersuchungsweise ist die Annahme, dass 'Zeit' unabhängig von den jeweiligen kulturellen und historischen Bedingungen überall und immer gleich sei. 'Zeit' wird hier als ein veräusserlichter, objektiv messbarer Gegenstand verstanden. Ich bin der Meinung, dass wir mit dieser Vorgehensweise nur eine Seite der sozialen Wirklichkeit beleuchten können. Mit meinem Zweifel gegenüber dieser Vorgehensweise richte ich mich nicht generell gegen Zeitbudgetstudien, sondern ich gehe davon aus, dass letztere nur ein mögliches Herangehen an das Problem 'Zeit' unter anderen darstellt. Daher sollte bei der vorliegenden Untersuchung die Bedeutung der 'Zeit' nicht auf die objektiv messbare, chronologische Zeit beschränkt werden, ohne die Wichtigkeit dieser Bedeutung für das moderne Alltagsleben leugnen zu wollen. Doch gehe ich davon aus, dass es neben der chronologischen Zeit unterschiedliche, kulturell geprägte Zeitlichkeitsregelungen gibt, die eine ebenso wichtige Rolle im Alltagsleben spielen.

Diese Überlegung stimmt auch mit der Erfahrung überein, dass man in konkrete Schwierigkeiten kommt, wenn man die genaue Bedeutung der Begriffe 'Arbeitszeit', 'Freizeit' oder 'Lebenslauf' in einer Kultur wie der japanischen erfassen will. Es ist offensichtlich geworden, dass man unter Umständen die gesellschaftliche Wirklichkeit verfehlt, wenn man davon ausgeht, dass man *allein* mit universalen Begrifflichkeiten jede Kultur in

ihren Einzelheiten erfassen könnte. Dieser Umstand wirft zugleich forschungsstrategische und methodische Fragen auf. Und genau diese Fragen sind sowohl der Ausgangspunkt als auch das Ziel des genannten Projektes.

Für diese Zielsetzung bietet zwar die japanische Kultur interessante Forschungsfelder, da sie einerseits als eine (Post)Industriegesellschaft viele 'moderne' Wesenszüge aufweist, andererseits aber offensichtlich Probleme für die westliche Perspektive aufwirft. Es ist jedoch hier wichtig zu betonen, dass mein Vorhaben nicht darin besteht, die japanische Kultur als solche zu erfassen oder den gesellschaftlichen Mechanismus dort holistisch zu erklären, wenn auch einige Ansätze dazu aus dem Projekt entspringen mögen. Dies rührt von meinem Misstrauen gegenüber der Vorgehensweise, die japanische Kultur als eine bereits vorhandene Identität aufzufassen und sich diese Identität als das 'Fremde' mit hiesigen Begrifflichkeiten anzueignen. Ebenso bin ich misstrauisch gegenüber dem Forschungsziel, ein der gesellschaftlichen Wirklichkeit zugrundeliegendes Prinzip als den *Wesenszug* einer Gesellschaft zu generalisieren. Daher ist das genannte Projekt weder eine Gemeindestudie noch eine Japanforschung im herkömmlichen Sinne. Angestrebt wird also weder eine Generalisierung noch eine Typenbildung, die das *Japanische* zu repräsentieren hätten.³

Im vorliegenden Beitrag stelle ich eine lebensgeschichtliche Erzählung vor, die im Rahmen der empirischen Forschung als Interview aufgenommen wurde.⁴ Das Interesse richtet sich darauf, auf welche Weise das Leben einer Person durch die zunehmende Einbindung in 'moderne' Institutionen wie die Schule mit der nationalen 'Geschichte' verzahnt wurde und wie später durch den Wandel der sozial-historischen Bedingungen eine individuelle Entscheidungsfreiheit entstand. Diese Erzählung ist ein Beispiel für die Interpretation der nationalen Geschichte durch eine betroffene Person. Aus dieser Perspektive steht diese Erzählung sicherlich für eine

3 Was nicht heisst, dass wir auf jegliche Generalisierungen und Typisierungen verzichten würden. Hier wird nur das Ziel solcher Operationen angesprochen.

4 Das Forschungsfeld befindet sich am östlichen Rand der Stadt Nagoya, mit über 2 Millionen Einwohnern einer der drei grössten Städte Japans im mittleren Teil der Insel Honshū auf der Pazifikseite gelegen. Nach dem Einsetzen des schnellen Wirtschaftswachstums seit den 60er Jahren dieses Jahrhunderts fand in dem Gebiet um die Stadt Nagoya eine enorme Verstädterung statt. Das Forschungsfeld bietet ein gutes Beispiel für diesen Prozess, da es sich von einem bäuerlichen Dorf zu einer städtischen Wohngegend entwickelt hat.

erfolgreiche Modernisierung der individuellen Lebensläufe. Es wird jedoch zu zeigen sein, dass trotz dieser 'Modernisierung' des Lebenslaufs keineswegs eine Verwestlichung des Individuums stattgefunden hat. Dies wird anhand des Themas "Zeit" augenfällig: Der Segmentierung der Zeit in 'Arbeitszeit', 'Freizeit' oder 'Familienzeit' liegt die Vorstellung einer individuell verfügbaren Zeit zugrunde, was sich in der japanischen Gesellschaft offensichtlich nicht durchgesetzt hat.

II.

Die Geschichte des sozialen Wandels am Forschungsort soll nun anhand der Lebensgeschichte von Frau Todoriki dargestellt werden, die in Kamiyashiro geboren wurde und auch ihr ganzes Leben dort verbrachte. Zwar ist das dörfliche Zusammenleben nicht das zentrale Thema ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung, doch die Lebensgeschichte von Frau Todoriki spiegelt deutlich den sozialen Wandlungsprozess in einem Dorf am Rande der Grossstadt wider, der im folgenden ausgearbeitet werden soll.

Frau Todoriki beginnt ihre Erzählung mit ihrer Pensionierung als Lehrerin im März 1988. Dem Berufsleben legt sie insofern Bedeutung bei, als sie seine Dauer mit 36 Jahren und 6 Monaten sehr genau angibt. Damit zusammenhängend erwähnt Frau Todoriki auch ihren offiziellen Lebenslauf, in dem die Gehälter zu bestimmten Zeiten verzeichnet sind. Mit diesem Lebenslauf wird die Gewöhnlichkeit ihres Lebens thematisiert:

Wenn ich so zurückdenke, erscheint mir mein Leben manchmal lang und manchmal kurz, so ist es bis heute gekommen. Wenn ich so wie jetzt darüber sprechen soll, muss ich sagen, dass ich nichts besonderes getan haben, weder etwas Beachtenswertes noch Trauriges ...

Erst mit der Bekundung des Interviewers, dass er sich für das "Gewöhnliche" interessiert, beginnt ihre Erzählung.

Damals hiess die Gegend hier Kamiyashiro im Dorf Itaka in der Verwaltungseinheit Aichi in der Präfektur Aichi und hatte so ungefähr 300 Einwohner, so ungefähr denke ich. Ich bin am 20. März 1933 geboren [...]

Bezeichnend ist, dass Frau Todoriki ihre Erzählung der eigenen Lebensgeschichte nicht direkt mit der eigenen Geburt anfängt, sondern mit der kurzen Schilderung des Ortes zur Zeit ihrer Geburt, was zu einem allgemeinen Erzählmuster in Japan zu gehören scheint. Zugleich wird der

damalige Zeitgeist Japans mit der eigenen Situation in Zusammenhang gebracht:

... Japan war vom Militarismus beherrscht. Und als ich geboren wurde, wurde auch in den Schulen das militärische Erziehungsideal vermittelt. Geboren wurde ich nicht hier in diesem Haus, sondern da drüben auf der Bergseite von Kamiyashiro. Dort standen etwa 12 oder 13 Häuser. [...] In einem dieser Häuser, in einem armen Bauernhaus wurde ich geboren. Daher betrieben sowohl mein Vater als auch meine Mutter Ackerbau. Dazu war noch die Mutter von meinem Vater, die von allen Oma genannt wurde, da. Es waren zwei ältere Brüder da, und dann kam ich als das jüngste von drei Kindern. Und wir waren sehr arm. Die Bauernhäuser hatten es damals sehr schwer. Nicht wie heute, wo man unterschiedliche Sachen gleichzeitig betreiben kann. Nur mit Reis, Weizen und Gemüse musste man sich einerseits selbst versorgen und darüber hinaus auch Bargeld verdienen. Aber hier in der Umgebung ging es in allen Häusern so [...]

Die Armut wird anhand des Beispiels erläutert, wie sie dreijährig an Keuchhusten erkrankte: sie sei nicht zum Arzt gebracht worden, obwohl sie von der Krankheit so verzehrt worden war, dass die Eltern befürchten mussten, sie würde daran sterben. Damit wird die Härte des damaligen Lebens betont und zugleich verallgemeinert, denn dies betraf alle Häuser.

Darauf folgt die Darstellung ihrer Familie, in der drei Kinder, die Eltern und die Mutter des Vaters das Haus zu sechst bewohnten. Der Vater, der zweitälteste unter den Söhnen, hatte das Haus übernommen und war damit nach altem Familienrecht der Familienvorstand.

Da mein Vater das *honke* (die Hauptlinie der Familie) übernommen hatte, war auch seine Mutter im selben Haus. Diese Mutter, also von mir aus gesehen die Grossmutter, war sehr stark. Und meine Mutter, die heute 88jährig nicht mehr ganz auf den Beinen ist, war eine vom Charakter her sehr schwache Frau. Hinzu kam, dass sie als eine eingeheiratete Braut gegenüber der Schwiegermutter sowieso eine sehr schwache Stellung hatte. Ja, wenn ich selbst heute daran denke, verstehe ich, dass sie es immer sehr, sehr schwer hatte. Sie musste ja mit meinem Vater zusammen die ganzen Felder bestellen und uns Kinder grossziehen. So musste sich meine Mutter als eine eigenständige Arbeitskraft bewähren. Sie war natürlich für meinen Vater auch die Ehefrau, für uns Kinder die Mutter. Und dazu kam, dass sie auch noch für die Schwiegermutter die Schwiegertochter sein musste. Dass eine Frau diese vier Rollen bewältigen musste, war damals überall so. Aber in unserem Haus war die Grossmutter besonders stark, weil sie die Frau im Haus der Hauptlinie war. Daher war sie sehr streng gegenüber meiner Mutter, wenn sie mit uns Kindern ungeschickt umging und so [...]

Ihre Erinnerung an die schwierige Lage ihrer Mutter spitzt sich in der Darstellung zu, wie ihre Mutter nach einer Verletzung am Fuss, durch die sie eine Zeitlang arbeitsunfähig geworden war, eines Nachts ihre Tochter – also Frau Todoriki – auf dem Rücken tragend aus dem Haus schlich, umherirrte und schliesslich am Ufer des nächstliegenden Teiches stand. Die Mutter hatte sie gebeten, mit ihr ins Wasser zu gehen und zu sterben. Doch Frau Todoriki hatte sich widersetzt, und so kehrten sie schliesslich zum Haus zurück, das sie aber abgeschlossen fanden, da wohl die Schwiegermutter alle Türen, (die sonst auch in der Nacht nicht abgeschlossen waren), von innen verriegelt hatte. Die Darstellung ist eindringlich und macht die Situation einer Frau in einem Haushalt der damaligen Zeit deutlich, und Frau Todoriki verwendet in diesem Zusammenhang mehrmals den Ausdruck “feudalistisch”.⁵

In ihrer Erzählung wird dieses dramatische Ereignis als Anlass zur Umsiedlung in den Dorfkern von Kamiyashiro gesehen, denn ihr Vater war aus Rücksicht auf ihre Mutter in ein neues Haus gezogen, das näher bei ihren Feldern lag. Frau Todoriki schildert diese Veränderung daher positiv.

Darauf gibt sie mit dem Jahr 14 der Shōwa-Zeit (1939) zum zweiten Mal nach ihrer Geburt eine genaue Zeitangabe, nämlich die ihres Schuleintritts. Sie betont wieder den damaligen Dorfcharakter durch den Vergleich der Schülerzahl der ersten Klasse aus ihrem Dorf – nämlich dreizehn – und der heutigen gesamten Einwohnerzahl von sechs- bis siebentausend. Der Dorfcharakter wird auch durch die Beschreibung des Schulweges verstärkt, der durch einen von Pflanzen bewachsenen Hang zur Schule auf einem Hügel führte. Doch im Kontrast zu dieser Darstellung des dörflichen Charakters ihrer Schule steht die Tatsache, dass durch die Institution der Schule jeder einzelne Lebenslauf direkt mit der ‘nationalen’ Geschichte konfrontiert wurde.

Und im ersten Jahr hatten wir einen Lehrer, Herrn Nakayama, dann kamen wir in die zweite Klasse und dann in die dritte. Am 8. Dezember in der dritten Klasse...Was meinen Sie, was da war? Da begann der Pazifische Krieg, also der Zweite Weltkrieg. Ja, das war also 1941. Wir nannten den Pazifischen Krieg den Grossasienkrieg. [...] Auf alle Fälle standen alle Schüler am 8. Dezember

5 Auf japanisch *hōkenteki*, stellt jedoch eine Übersetzung des westlichen Ausdrucks “feudal” dar, die zunächst von der japanischen Geschichtswissenschaft übernommen wurde.

auf dem Schulgelände, und der Schuldirektor verkündete, dass Japan gegen Amerika und England den Krieg begonnen hatte. Ich glaube, er sagte weiter, dass wir als Elementarschüler uns grosse Mühe für den Sieg Japans geben müssten oder so. Damals habe ich wohl nicht alles verstanden, aber seitdem wurde uns so etwas immer wieder gesagt. Zuvor war uns das Erziehungsedikt vorgelesen worden, wobei wir uns verbeugen mussten, da er vom verehrten Tennō stammte.⁶ Daran kann ich mich sehr gut erinnern.

Und seitdem wurde dieses Erziehungsedikt jeden Monat – ich weiss nicht mehr genau, ob es an jedem 8. des Monats war – auf dem Schulgelände vorgelesen. Es dauerte wohl etwa 15 Minuten, und es war mir immer so langweilig. Aber das war nicht alles, wir mussten dieses Erziehungsedikt ganz auswendig lernen. Jeden Morgen, wenn wir in das Klassenzimmer eintraten, wurde einer von uns drangenommen, und er musste es auswendig hersagen. Wenn man es nicht konnte, musste man stehenbleiben. Erst dann begann der Unterricht. Und mit diesem Erziehungsedikt wurde ganz Japan in eine Richtung gelenkt. Und diese Schrift war nicht einfach auf dem Schreibtisch des Schuldirektors oder in einem einfachen Safe, sondern sie wurde in einem extra dafür errichteten Aufbewahrungsschrein (*hō-anden*) aufbewahrt. [...] Und dieses Erziehungsedikt war in einer prächtigen lackierten Schachtel, und darüber nochmal eine goldene Schachtel. Der Vizedirektor brachte sie aus dem Aufbewahrungsschrein ehrerbietig vor die versammelte Schülerschaft. Dann wurde das Edikt herausgeholt und uns Schülern vorgelesen.

Diese Erinnerung wird darauf in den grösseren Zusammenhang des Krieges eingebettet, wobei eine allgemeine Aussage über die Zeit getroffen wird:

Deshalb mussten alle Japaner nur innerhalb dieses Denkrahmens denken, sonst gar nicht. Und so wurde der Blick aller Staatsbürger auf den Krieg gerichtet, den man gewinnen musste.⁷

Sogleich kommt ihre Darstellung auf ihre damalige Sichtweise zurück:

Dieser Lehre gegenüber hatten wir gar keinen Zweifel, denn wir waren in der dritten, vierten und fünften Klasse, da kam keine Frage auf.

Doch wird dieser Blick mit der Erwähnung ihrer beiden älteren Brüder differenziert. Erzählt wird die Geschichte des um sechs Jahre älteren

6 Das Erziehungsedikt (*kyōiku chokugo*) wurde 1890 von der Meiji-Regierung eingeführt und bildete eine der wichtigsten Stützen der nationalen Ideologie, in der die Idee des Familienstaates durch die "Ahnenerverehrung" begründet wurde (vgl. SHIMADA 1994: 139f).

7 Frau Todoriki verwendet hier explizit den Ausdruck *kokumin* für Staatsbürger.

Bruders, der sich 14- oder 15jährig wohl in der zweiten Klasse der damaligen Mittelschule als Jugendpilot für den Kriegsdienst meldete. Er besuchte die Jugendpilotenschule in der Stadt Tachikawa in der Nähe von Tōkyō und wurde schliesslich als Pilot nach Peking geschickt. Dies sei sein Glück gewesen, weil er mit ziemlicher Sicherheit gefallen wäre, wäre er nach Südostasien geschickt worden. So erlebte er das Kriegsende in Peking.

Wir haben uns grosse Sorgen um ihn gemacht, doch kam er etwa zwei Jahre nach Kriegsende schliesslich zurück. Der Krieg hatte ja 1941 begonnen, er wurde Jugendpilot während des Krieges zwischen 1942 und 1945, ging nach Peking und kam wohl im Winter 1946 zurück. Ein oder anderthalb Jahre waren wohl vergangen. Wenn ich von heute aus zurückblicke, war er psychologisch "fertig" (*kyodatsu jōtai*). Er war schon zu alt, um in die alte Mittelschule zurückzugehen, aber für die Aufnahmeprüfung der Höheren Schule hatte er zwischendurch ja gar nichts gelernt. Doch er hatte sowieso nicht vor, auf die Höhere Schule zu gehen. Und so galt er dann als jemand, der die Mittelschule abgebrochen hatte. Damit wurde sein Lebensweg auf einmal völlig anders, als er es sich jemals vorgestellt hatte. Heute lebt er einigermaßen zufrieden. Aber er hat keinen universitären Abschluss, von ihm aus gesehen drehte sich sein Lebensweg um 180°. Eine Zeitlang schien er psychologisch aus der Bahn geworfen. Aber danach heiratete er, bekam Kinder und hat heute sogar Enkelkinder. Trotzdem, wenn der Krieg nicht gewesen wäre, [...] Vielleicht wäre er auf eine Universität gegangen. Dieser Vorstellung hängt er noch heute nach, deshalb denke ich oft, wenn der Krieg nicht gewesen wäre, [...]

Nach dieser Darstellung des Lebenswegs ihres Bruders kehrt Frau Todoriki zu ihrer Schulzeit zurück.

Wir mussten dieses Erziehungsdikt lesen, und die ganze Erziehung war nur auf den Krieg gerichtet. Wenn uns bei der Schülerversammlung nicht das Erziehungsdikt vorgelesen wurde, mussten wir auf dem Schulsportfeld mit Bambusspeeren marschieren. Sie müssen sich vorstellen, dass hier der Schuldirektor stand, und wir mussten um ihn herum laufen und direkt vor dem Direktor die Speere hochheben. Ich glaube, das war so etwa einmal in der Woche. Es ist vielleicht klar, warum wir mit Bambusspeeren laufen mussten. Japan war ein kleines Land, und es gab kein Eisen, das musste importiert werden. Ob Bronze oder Zinn, alles, was man für den Krieg gebraucht hätte, gab es in Japan nicht mehr. Deshalb gab es keine Gewehre ausser für die Soldaten. Deshalb hätten wir "Staatsbürger" mit Bambusspeeren gegen die Feinde vorgehen sollen, wenn sie in das Land gekommen wären. Dies wurde uns Kindern befohlen. Die Bambusspeere, sie waren unsere ganze Erziehung.

Und ich bin bei dieser Übung einmal umgefallen. Die Lehrer beschimpften mich als *hikokumin* (Anti-Staatsbürger). Sie sagten, dass jemand, der bei einer Übung für das Land umfällt von der Einstellung her schlecht sei und daher nicht zu den Staatsbürgern gehöre. [...] Aber so ab 1943 wurde die Lage Japans im

Krieg langsam schlechter, und es begannen Luftangriffe. Es kamen Flugzeuge und warfen Brandsätze und Bomben. Da war ich in der vierten und fünften Klasse. Und die Überlegung damals war, dass, wenn die Feinde so weiter machen und schliesslich an Land kämen, sie die Frauen vergewaltigen würden. Daher musste man mit Bambusspeeren kämpfen, um zu gewinnen. Das ist natürlich völlig lächerlich von heute aus gesehen. Ich frage mich, ob die damaligen Lehrer wirklich selbst davon überzeugt waren. Aber auf der anderen Seite war es ja so: Wenn einer der Lehrer dies alles als Unsinn bezeichnet hätte, wäre er sofort von der Militärpolizei verhaftet worden. Daher glaube ich, dass es sicherlich einige Lehrer gegeben hat, die ohne Überzeugung alles mitmachten. Ich bin auch sicher, dass sie sehr darunter gelitten haben. [...]

Also ab 1943 kamen wie gesagt Luftangriffe. Zunächst hörten wir, dass Osaka und Tōkyō, vor allem die militärischen Anlagen, angegriffen wurden. Aber auch jede Schule bereitete sich vor, und liess die Kinder auf den Schulweg einen weichen Kopfschutz aus Baumwolle mitnehmen. Zum Verlesen des Erziehungsedikts und zur Übung mit den Bambusspeeren kam dann die Übung zum Schutz vor Luftangriffen hinzu. Wenn der Lehrer ankündigte, dass nun ein Luftangriff begonnen hätte, dann mussten wir uns schnell in die anliegenden Wälder und Gebüsche verteilen und diesen Kopfschutz tragen. Dabei mussten wir zum einen die Augen mit den Händen zuhalten, weil bei einer Detonation die Augen herausgestossen würden, und zum anderen die Ohren mit den Händen schützen, weil das Trommelfell zerfetzt würde. Das ist von heute aus gesehen wirklich lächerlich, aber diese Übung gab es auch so ungefähr einmal in der Woche. Etwa zu dieser Zeit waren wir eines Tages unterwegs von der Schule nach Hause – da gingen wir zehn Mädchen immer zusammen – und wir waren zwischen den Reisfeldern ungefähr beim Schrein, da kam aus der Richtung Nagoya ein Kampfflugzeug – das war wahrscheinlich schon 1944 – und dann kamen noch einige, insgesamt waren es vielleicht zwei oder drei Flugzeuge. Als wir untereinander sagten, dass sie merkwürdig sind, kamen sie immer tiefer. Es schien gefährlich, und wir warfen uns in die Gräben der Weizenfelder, und sofort kam das Knattern der Maschinengewehre. Natürlich waren sie gleich weg, so schnell wie sie sind, und wir waren alle gerettet. Es hat nach Phosphor gestunken, und die Gewehrspuren waren zu finden. Zum Glück haben wir alle zehn dies überlebt. Da hatte ich die grösste Angst meines Lebens. [...]

Noch einmal gab es einen ähnlichen Vorfall. Im August 1945 ist ja der Krieg zu Ende gegangen, daher muss es im April oder Mai dieses Jahres gewesen sein. Ich war allein mit dem Fahrrad unterwegs, da kam wieder ein Kampfflugzeug herunter. Ich bekam eine Riesenangst und fuhr mit dem Fahrrad in das Gebüsch. Sofort folgte das Knattern der Gewehre (dag, dag, dag...), und als ich auf sah, waren Gewehrspuren in zwei Meter Abstand. Es flog noch aufgewirbelter Staub herum, und als ich ihn sah, bekam ich mächtig Angst. Aber trotzdem musste ich ja weiter zur Schule fahren, das heisst, nach der Elementarschule war ich damals auf der Mittelschule.

Darauf werden die Jahre auf der Elementarschule zusammengefasst.

Die Zeit auf der Elementarschule war gefüllt mit dem Erziehungsedikt, der gedanklichen Vorbereitung auf den Krieg und der Übung mit den Bambusspeeren. Natürlich haben wir schon etwas gelernt, aber ich erinnere mich hauptsächlich an diese Sachen. In der dritten Klasse ging es los und in der vierten, fünften und sechsten Klasse lernten wir nur noch das. Es gab dazwischen auch Sportfeste, Ausflüge und andere Veranstaltungen, die Spass machten, aber der Eindruck von den militärischen Sachen bleibt doch stark.

März 1945 absolvierte Frau Todoriki die Elementarschule, die meisten besuchten dann auf der Schule einen zweijährigen Zusatzkurs (*kōtōka*).

Und unter den zehn Mädchen ging nur ich auf die Mädchenmittelschule (*jōgakkō*), daher musste ich im März nach dem regulären Unterricht für die Aufnahmeprüfung lernen. Aber am Tag der Prüfung war ein Luftangriff, daher fiel sie aus, und ich kam mit der Empfehlung der Elementarschule durch.

Nach der näheren Beschreibung der Umstände, wie die Mädchenmittelschule von ihren Lehrern und ihrer Mutter ausgesucht worden war, spricht sie dieser Institution die entscheidende Bedeutung für ihren weiteren Lebensweg zu:

Ich denke, dass diese Schule für mich der entscheidende Punkt wurde, an dem sich die Schicksalswege trennen, ... ja das Leben ist so, oder? Denn, wenn ich in eine andere Schule gegangen wäre, wäre mein Leben ganz anders gewesen. Ich denke oft, dass ich deshalb mein Leben so wie jetzt habe, weil ich auf diese Schule kam.

Sie fuhr ab April 1945 mit dem Fahrrad zu dieser Schule, da damals weder Busse noch Bahnen von Kamiyashiro aus verkehrten; in ihrer Schilderung wird wieder die ländliche Lage des Dorfes im Vergleich zu heute hervorgehoben. Im August desselben Jahres ging der Krieg zuende.

Ich denke immer wieder, es war sehr gut, dass Japan den Krieg verloren hatte. Damit kam ja ein neues Zeitalter. Ich denke, dass man das wirklich sagen kann. Auch die Schule hat sich verändert. Da kam das 6-3-3-System⁸, und unsere *Jōgakkō* wurde eine Mittelschule. [...] So begann die neue Erziehung, und vor allem bedeutete dies für mich, dass es keine Luftangriffe mehr gab.

Darauf wendet sich ihr Blick wieder der Situation des Dorfes zu, und sie betont, dass das Dorfleben – im Gegensatz zu ihrem eigenen Leben – im

8 Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde ein neues Schulsystem nach US-amerikanischem Modell eingeführt (6 Jahre Elementarschule, 3 Jahre Mittelschule und 3 Jahre Höhere Schule).

Grunde unverändert blieb. Die meisten der Dorfbewohner waren Bauern, und das Dorf blieb ländlich. In dieser Darstellung ihrer unmittelbaren Umgebung wird die Wichtigkeit der nachbarschaftlichen Beziehungen für ihr Leben herausgestellt. Der Nachbar des neuen Hauses war eher intellektuell orientiert, obwohl er ein Bauer war. Daher waren seine Kinder auch gut in der Schule. Der Einfluss dieses Nachbarn auf ihre Familie war ausserordentlich gross, und Frau Todoriki vermutet, dass sich ihre Eltern nur durch diesen Einfluss entschlossen hatten, sie auf eine weiterführende Schule zu schicken.

Ob von der Bildung her oder vom Vergnügen her, der Einfluss dieser Nachbarfamilie war sehr gross. Deshalb denke ich, dass ich nur durch sie so wie heute geworden bin. Wenn wir im alten Haus wohnen geblieben wären, wäre ich wahrscheinlich nicht auf die höhere Mädchenmittelschule gegangen. Durch den Umzug öffnete sich mein Leben in eine ganz andere Richtung als zuvor.

Das Ende des Krieges brachte keine einschneidenden Veränderungen für das dörfliche Alltagsleben, jedoch eine vollkommene Kehrtwendung im Denken. Es kamen ein neues Denken und eine neue Kultur aus den U.S.A. "wie eine Lawine". Dabei wird ein Vergleich mit der damaligen deutschen Situation gezogen, um den Grad der Veränderung hervorzuheben:

Deutschland war ja schon vor dem Krieg ein kulturell fortgeschrittenes Land, daher war die Veränderung bestimmt nicht so gross wie in Japan. Für Japan war sie radikal. Wenn Japan den Krieg nicht verloren hätte, wäre es weiter militaristisch geblieben. Was hätte ich dann getan, wenn es so gekommen wäre? Hätte ich als Lehrerin die Kinder dann auch so militärisch erzogen, wie meine Lehrer es getan haben?

Nach dieser historischen Reflexion wird ein Zwischenresumé gezogen:

In diesem schwierigen Zeitalter wurde ich in Kamiyashiro geboren, wuchs dort auf, ging dann auf die Mittel- und Höhere Schule und absolvierte die Höhere Schule im März 1951.

Damit geht die Erzählung von ihrer Situation in der Schule und im Dorf über zu der Darstellung ihres beruflichen Werdegangs.

Es waren nur sechs Jahre nach Kriegsende vergangen. Zwar herrschte damals allgemein eine sehr freiheitliche Atmosphäre. Aber zu dieser Zeit dachte man gar nicht daran, dass Frauen an der Universität studieren könnten. Ich bin später Lehrerin geworden, aber ich war eine Lehrerin ohne Qualifikation. Ich beendete

die Schule 1951 und wurde von einer Firma angestellt. Es war ein relativ grosses Unternehmen (Aichi Kigyō Kabushiki-gaisha), und ich arbeitete dort bis Ende September. Was ich als eine frisch aus der Schule entlassene Arbeitskraft dort machen durfte, war nicht viel. Ich war in einer Abteilung mit vielen Ingenieuren, die Maschinen entwarfen. Was ich dort tun durfte, war Teeservieren, Kopieren, Einkaufengehen und Ordnen der Schriften. Es war alles so sinnlos, was ich tat. Es war dazu auch sehr weit von meinem Haus bis zur Firma. Erst fuhr ich bis Higashiyama mit dem Fahrrad, dann mit der Strassenbahn und dann musste ich umsteigen. Ich führte damals ein Tagebuch und fragte mich dort jeden Tag, ob ich so weitermachen will. Dem Lehrer aus der Höheren Schule, der mir diese Stelle besorgt hatte, schrieb ich auch, dass ich mit dieser Arbeit keine weiteren Aussichten hätte. Wenn man heute so zurückblickt, würde man wohl sagen, ich hätte damals weiter auf eine Universität gehen sollen. Aber aus unserer Schule sind nur wenige auf eine Universität gegangen, vielleicht so um die 10% einer Klasse. Deshalb kam mir dies gar nicht in den Sinn.

Frau Todoriki bezeichnet diese Überlegungen während ihrer Beschäftigung in der Firma als eine Grundlage ihres weiteren Lebenslaufs, doch als den entscheidenden Anlass für den Berufswechsel nennt sie die Tätigkeit ihres zweitältesten Bruders, der im September desselben Jahres anfang, als Lehrer zu arbeiten. Und gleich am Anfang wurde er beauftragt, eine weitere Lehrkraft zu suchen, da es in der Grundschule an Lehrkräften mangelte.

Es war die Zeit, in der man Lehrer werden konnte, wenn man die Höhere Schule absolviert hatte. Eine Qualifikation war nicht notwendig, und es wurde mir gesagt, dass man sie nachholen kann. Ich war damals gerade achtzehn und ohne spezielle pädagogische Ausbildung. Wenn ich heute so zurückdenke, erscheint es mir unmöglich, dass ein achtzehnjähriges Mädchen unterrichtet. Aber diese Elementarschule, die Nagakute-Elementarschule im Nachbardorf, brauchte wohl dringend jemanden, und mein Bruder wurde sehr gebeten, mich mitzubringen. Und ich bin dorthingegangen, ohne zu wissen, ob ich es schaffen würde, und das war die Entscheidung meines Lebens. Daher wurde ich ohne jede Qualifikation und ohne jede pädagogische Ausbildung Lehrerin. Es war natürlich ganz schön hart. Später habe ich dann über ein Fernstudium die Lehrerqualifikation erhalten. Bis dahin war ich eine Art Aushilfslehrerin (*rinji kyōin*), aber gleich, ohne jede Qualifikation, bekam ich eine Klasse. Bis September arbeitete ich noch in der Firma und ab Oktober war ich verantwortlich für eine dritte Klasse! Zwar wusste ich gar nichts, aber es klappte irgendwie, wenn man unter die Kinder ging. Vielleicht war es gerade gut, dass ich erst achtzehn war. Auch heute erinnere ich mich gerne an diese ersten Schüler und habe Kontakt mit ihnen. Sie sind heute über 50, und damals war ich achtzehn und die Kinder ungefähr acht, und daher waren da nur zehn Jahre Unterschied. Diese Arbeit mit den Kindern machte mir dann Spass.

Im Verlauf ihrer Erzählung zeigt sich, dass Frau Todorikis Einstieg in den Lehrerberuf auch von zufällig gegebener Freiheit geprägt war. Da das eigentliche Schulgebäude dem voranschreitenden Braunkohlebau weichen musste, waren die einzelnen Klassen auf verschiedene Dorfeinheiten verteilt worden. Daher unterrichtete Frau Todoriki ihre Klasse getrennt von allen anderen, so dass sie auch mit älteren Kollegen zunächst wenig Kontakt hatte.

Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Daher habe ich im Grunde mit den Kindern gespielt und hin und wieder die Lehrbücher angeschaut. Aber die Kinder hingen sehr an mir, wir verstanden uns gut. Und die Eltern waren auch zufrieden, weil ich Standardjapanisch sprach. Ich erinnere mich sehr gern an diese Zeit. Und seither, 36 einundhalb Jahre, also 36 Jahre und 6 Monate, habe ich ununterbrochen als Lehrerin gearbeitet. Ja, und ich erinnere mich an jede Einzelheit.

Erwähnt wird auch, dass sie durch ihren Werdegang dem dörflichen Leben weitgehend entfremdet war. Sie vergleicht ihren Lebenslauf mit dem der verbliebenen neun Mitschülerinnen, die im Rahmen der dörflichen Jugendorganisation (*seinendan*) immer zusammenkamen. Dieses Thema führt in die folgende Schilderung über, wie sie ihren späteren Ehemann traf.

Ihren Ehemann lernte sie auf einer Schulreise 1950 kennen, und sie heirateten direkt nach seinem Studium 1956, was für das Dorf damals recht ungewöhnlich war. Denn sie vollzog sozusagen eine moderne Heirat, indem sie den zukünftigen Ehemann noch während ihrer Schulzeit kennenlernte, etwa fünf Jahre lang öfter traf und schliesslich gegen den Willen ihrer Eltern heiratete. Ihre Mutter war deshalb gegen diese Heirat, weil Herr Todoriki allein mit seiner Mutter lebte, da sein Vater am Kriegsende gestorben war. Ihre Sorge bestand darin, dass ihre Tochter es wie sie selbst mit der Schwiegermutter schwer haben würde. Die Verwandtschaft des Mannes war ebenfalls gegen diese Heirat, da sie von ihrer Herkunft her dem *bushi*-Stand (Krieger) angehörten und daher eine Heirat mit einer Bauerntochter unmöglich fanden.

Der Krieg war zu Ende, und es hätte Demokratie sein sollen. Aber es gab noch viele Leute, in deren Köpfen das alte System weiterbestand.

Es scheint, dass sie aus dem Dorf eine der ersten war, die auf diese moderne Weise aus Liebe heirateten. Im Kontrast zu diesen privaten Schwierigkeiten wird die positive Entwicklung ihres Berufslebens erzählt:

Es war trotz allem wunderbar, dass ich durch meinen Beruf mit Kindern zusammen war. Und von ihnen kamen auch sehr starke Impulse. Manchmal verwechselten sie mich mit ihren Müttern. Es war richtig schön. Als erstes hatte ich eine dritte Klasse, wie ich Ihnen schon erzählt habe. Dann hatte ich Erstklässler und später eine vierte Klasse. Allgemein hatte ich eher die unteren Klassen. Dann bin ich irgendwann an eine andere Elementarschule gegangen. Das war die Nisshin-Elementarschule in der Nachbargemeinde. Ich war elf Jahre lang auf der Nagakute-Elementarschule gewesen, dann vier Jahre lang auf dieser Nisshin-Elementarschule. Die Zeit dieses Wechsels war eine sehr harte Zeit für mich. Noch während meiner Zeit in Nagakute kam meine erste Tochter, Rieko, auf die Welt. Und damals gab es noch gar keinen "richtigen" Erziehungsurlaub (*sankyū*), man konnte höchstens einige Wochen freinehmen. Man musste bis ganz kurz vor der Geburt arbeiten, und einen Monat später wieder. Die erste Tochter kam 1959 und einige Jahre später, also 1963 kam die zweite. Ich gebar die zweite am 26. Februar 1963 und bekam zugleich die Anweisung, die Schule zu wechseln. Ich hatte nur einen Monat Zeit. Normalerweise macht man so etwas nicht. Dass eine Frau ein Baby bekommt und zugleich die Schule wechseln soll! Aber 1963 hat man keine Rücksicht darauf genommen. Ein solches Zeitalter war das. Daher kam am 26. Februar die zweite Tochter, und am 1. April trat ich in der neuen Schule an.

Die Erzählung bezieht sich in dieser Phase stark auf ihr Berufsleben. 1967 wechselte sie nochmals die Schule und unterrichtete an der Tōgen-Elementarschule in der Stadt Seto. Zu dieser Zeit war sie nun erfahren genug, so dass das Berufsleben ihr sehr viel Spass machte. Entsprechend ihrer Erfahrung übernahm sie in dieser Elementarschule die beiden obersten Klassen (5. und 6. Klasse). Hier kam sie auch mit der Elternschaft, die etwa mit ihr gleichaltrig war, sehr gut zu recht (Frau Todorikis ältere Tochter war ebenfalls zu dieser Zeit in der 6. Klasse). Schliesslich bildete sich eine Art Muttergruppe. Diese Gruppe trifft sich noch heute einmal im Jahr, und Frau Todoriki pflegt mit einigen Frauen aus der Gruppe eine recht intensive Freundschaft.

Zu einer solchen Zeit macht die Arbeit auch Spass, und ich habe mir auch viel Mühe mit dem Unterricht gegeben. Entsprechend kamen die Kinder auch mit, und die Klasse bleibt mir sehr stark in Erinnerung.

Zu dieser Zeit wurde Frau Todoriki auch in der Lehrgewerkschaft aktiv und zur Leiterin der gewerkschaftlichen Frauenorganisation gewählt. Sie bewertet diese Erfahrung positiv, da sie dadurch mit sehr unterschiedlichen Leuten in Kontakt kommen konnte. Ausserdem konnte sie durch diese Rolle ihre organisatorischen Fähigkeiten entwickeln. Insofern ging ihr

Berufsleben in der Stadt Seto stets aufwärts, und ihr Berufsfeld erweiterte sich. Doch als sie 53 oder 54 wurde, trat eine gewisse Selbstreflexion ein:

Da kamen viele junge Lehrer an die Schule, jung und intelligent. Und ich? Ich war ohne Qualifikation und mehr oder weniger in diesen Beruf hineingerutscht, oder die anderen haben aus mir eine Lehrerin gemacht. Aber die jungen Leute, die hatten die pädagogische Universität absolviert. Und es gab auch noch andere, die trotz einer pädagogischen Ausbildung keine Stelle bekamen [...] Es gab viele gut ausgebildete Leute, die sich sehr viel Mühe für ihren Beruf machten. Dagegen konnte ich im Grunde nur Erfahrung aufweisen und hatte bisher alles nach Intuition gemacht. Und als ich das gesehen hatte, habe ich gedacht, die armen Kinder, die von einer solchen nicht akademisch ausgebildeten Person wie mir unterrichtet werden.

In ihren weiteren Ausführungen über diese Zeit wird ein gewisser Generationenkonflikt mit ihren jüngeren Kollegen angedeutet, ohne konkret dargestellt zu werden. Möglicherweise brach der Konflikt nicht offen aus, sondern blieb aus der Perspektive von Frau Todoriki eine latente Unzufriedenheit.

Als ich so etwa 50 wurde, fühlte ich zum erstenmal etwas wie eine Unstimmigkeit. Nicht von Seiten der Kinder, sie kamen sehr gut mit. Und in der damaligen Klasse, die nach dem sechsten Schuljahr die Schule verliess, da haben die meisten gesagt, dass die Zeit mit mir am schönsten war. Als ich das hörte, wollte ich weitermachen. Aber wenn ich dann über die ganze Situation nachdachte, kam ich zu dem Entschluss aufzuhören, zugunsten der jungen zukünftigen Lehrer.

Diesen Entschluss fasste Frau Todoriki, als sie 54 war. Sie hätte offiziell bis zum 60. Lebensjahr weiterarbeiten können. Und der Schuldirektor überredete sie, noch ein Jahr zu verlängern, so dass sie schliesslich 55jährig 1987 mit ihrem Beruf aufhörte. Rückblickend stellt sie nun etwas differenzierter ihr Berufsleben dar:

Ausserdem überlegte ich, was ich als Sechzigjährige noch tun kann, wenn ich aus meinem pädagogischen Berufsleben hinaustrete. Es wurde mir klar, dass es zu spät sein würde, wenn ich bis 60 warten würde. Daher dachte ich, dass es für mich vielleicht günstiger sein könnte, wenn ich fünf Jahre früher aufhöre, da ich dann besser etwas Neues anfangen und von der Gesellschaft noch etwas lernen könnte. Allgemein gesagt ist die Welt der Lehrer recht eng. Es gibt eine Schule, darin sind Lehrer, und im Umfeld sind Eltern, also die Eltern der Schüler, daher ist die gesellschaftliche Sicht recht eng. [...] Es wird uns häufig vorgeworfen, dass wir Frösche im Brunnen sind. So hatte ich das Gefühl, dass ich mich nur noch in dieser recht engen Welt auskennen würde, und ich hoffte, in

einer etwas vergrößerten Welt über vieles nachdenken zu können. Dies war auch ein Anlass zum Aufhören. [...] Als ich tatsächlich im März meines 55. Lebensjahres aufhörte, hatte ich das Gefühl, dass ich ein glückliches Lehrleben gehabt hatte. Zwar war ich ja eine unvollständige Lehrerin (*hanpa*), aber gerade deshalb habe ich mir immer sehr viel Mühe gegeben. Ich habe mit den Leuten zusammengearbeitet, die aus der pädagogischen Hochschule mit Qualifikationen an die Schule kamen. Aber in der Praxis waren alle gleich. Man musste selbst Erfahrungen sammeln, und wer sich in der Praxis mühte, wurde auch gut. Das habe ich erfahren. Ich begann meine Laufbahn ohne Qualifikation, konnte aber die volle Qualifikation erhalten. Und daher bin ich irgendwo auch zufrieden. Auf der anderen Seite machte es mir doch die ganze Zeit etwas aus, dass ich nicht über den offiziellen Weg in diesen Beruf gekommen war. Vor allem gefühlsmässig. Damals gab es noch viele solche Fälle, vielleicht die Hälfte der Lehrerschaft. Und in der Anfangszeit wurde manchmal von den richtig ausgebildeten Leuten aus der Lehrerschule (*shihan gakkō*) auf uns herabgeschaut. Es war schon bitter, wenn uns gesagt wurde, dass wir nur Ersatzlehrer wären. So hatte ich mir immer vorgenommen, mir um so mehr Mühe zu geben. Und ich konnte erfahren, dass es, egal in welchem Zusammenhang, irgendwie weitergeht, wenn man sich entsprechend Mühe gibt und Leistungen erbringt.

Die letzte Aussage ist auch bezogen auf den Umstand, dass Frau Todoriki gleich nach der Beendigung ihrer Berufslaufbahn von der städtischen Schulkommission angefragt wurde, ob sie die Aufgabe einer städtischen Erziehungsberaterin übernehmen könne. So begann sie, drei Tage in der Woche in der Beratungsstelle zu arbeiten. Da kam sie mit Schülern aller Altersgruppen und ihren Eltern in Berührung und konnte ihre Erfahrungen sinnvoll einsetzen. Auf der anderen Seite betont sie, dass sie nun konkret an der Gesellschaft (*shakai*) ausserhalb der Schule teilnehmen konnte, da sie nur noch die halbe Woche zu arbeiten hatte. Mit der *Gesellschaft* ist hier das lokale, nachbarschaftliche Zusammenleben gemeint. Hier übernahm sie die Aufgabe einer ehrenamtlichen Wohlfahrtsberaterin und später die einer Präsidentin der lokalen Frauenorganisation. In dieser Rolle berät und unterstützt Frau Todoriki heute die Hilfsbedürftigen und alleinstehenden alten Menschen in der Nachbarschaft und pflegt die Verbindung zur Stadtteilverwaltung (*kuyakusho*).

Hier weist Frau Todoriki darauf hin, dass durch die Verstädterung eine solche nachbarschaftliche Arbeit notwendig geworden ist. Das althergebrachte Gemeinschaftsgefühl ist weitgehend verlorengegangen, oder wie sie explizit sagt, nur den Alteingesessenen vorhanden. Zugleich wird damit das Thema der Diskrepanz zwischen den Alteingesessenen und Neuhinzu-

gezogenen angesprochen. Die latenten Schwierigkeiten der Nachbarschaftsarbeit liegen in der unterschiedlichen Einstellung der Bewohner zum Ort. Die Alteingesessenen beanspruchen ein gewisses Vorrecht auf die aktive Beteiligung an der nachbarschaftlichen Öffentlichkeit, was die Bereitschaft der Hinzugezogenen, daran teilzunehmen, behindert. Eine Person wie Frau Todoriki – zwar ursprünglich aus dem Dorf stammend, aber mit einer langen Berufserfahrung ausserhalb – kann in dieser Situation vermitteln, doch sie betont, dass dies angesichts der starren Haltung der Alteingesessenen schwierig ist. Dennoch bewertet Frau Todoriki ihre Tätigkeit in der Nachbarschaftshilfe insgesamt sehr positiv. Hier verwendet sie wieder den Ausdruck *shakai sankai* (Beteiligung an der Gesellschaft) und meint damit, dass ihre gesellschaftliche Perspektive breiter geworden ist.

Schliesslich erzählt Frau Todoriki von ihrem heutigen Familienleben, bei dem die innerfamiliären Festlichkeiten wie Geburtstage und Weihnachtsfeiern eine grosse Bedeutung einnehmen. Während die ortsbezogenen, traditionellen Festlichkeiten verloren gingen, scheinen die familiären Bindungen an Bedeutung gewonnen zu haben. Geschildert wird eingehend die Beziehung zu der Familie ihrer älteren Tochter, die im Nachbarhaus lebt.

Die Beziehung zu der Familie meiner Tochter ..., es ist einfacher, wenn wir keinen festen Regelungen folgen. So kommt das Kleine [die jüngste Enkeltochter] ab und zu zu uns, so wie eben. Da unterhalten wir uns, und dann geht sie wieder. Ab und zu gehen wir sonntagnachmittags zusammen Tee trinken. Die fünf von der Familie drüben und wir zwei [die Familie der Tochter mit drei Kindern und das Ehepaar Todoriki]. Und dazu kommen die Geburtstage. Mit acht Personen⁹ kommt das relativ häufig vor, und da treffen wir uns alle. Und je nachdem, was das Geburtstagskind mag, gehen wir in unterschiedliche Restaurants essen und so. Der älteste Sohn z.B. ist jetzt in der 6. Klasse. Und er mag Steaks. Dann gehen wir alle zusammen in ein Steakhaus, so etwas machen wir öfter.

Der Unterschied zum Familienleben in ihrer Kindheit ist auffällig. Anzumerken bei dieser Schilderung ist, dass trotz des modernen

9 Hier scheint Frau Todoriki im Gegensatz zu den vorausgehenden Zeilen ihre 88-jährige Mutter dazuzuzählen. Ihre zweite Tochter findet hierbei keine Erwähnung. Zu vermuten ist, dass sie sie nach der eher traditionellen Vorstellung des Hauses als jemanden ausserhalb des Hauses betrachtet, da sie in ein anderes Haus einheiratete, während ihre älteste Tochter das Haus Todoriki weiterführt.

Charakters ihres Familienlebens die eher traditionelle Vorstellung vom Haus (*ie*) in der Darstellung durchschimmert.

Bei den Geburtstagen achte ich am meisten auf den meines Schwiegersohns. Es ist der Geburtstag unseres wichtigen Schwiegersohns. Denn er hat in unsere Familie eingeheiratet, und nach dem Familienregister ist er der eigentliche Sohn. Er wurde erst unser Sohn durch das Register, und erst dann haben wir ihn unsere Tochter heiraten lassen. Wenn ich für den Geburtstag meiner Tochter 50% meiner Kräfte verwende, dann 100% für den meines Schwiegersohns.

Sichtbar wird hier ihr familiärer Bezug: Einerseits ist ihr Familienalltag eher von der Vorstellung einer Kernfamilie dominiert, andererseits ist ihre Familienvorstellung ebenso geprägt von der Weiterführung des Familiennamens, für die der eingeheiratete Schwiegersohn eine symbolische Rolle spielt. Dabei ist aber auffällig, dass für ihre Darstellung der familiären Situation die dörflich-verwandtschaftlichen Beziehungen offenbar keine Rolle mehr spielen. Von einer eingesessenen Familie des Dorfes stammend, besteht zwar wohl ein enges innerdörfliches Beziehungsnetz, jedoch findet es in ihrer Erzählung keine Erwähnung. Massgeblich dafür dürfte ihr als 'modern' zu bezeichnender Lebenslauf sein: durch ihre Ausbildung und ihren Beruf kam sie aus dem dörflichen Zusammenhang heraus und konnte ihr Leben in einen grösseren gesellschaftlichen Kontext stellen. So steht Frau Todoriki für einen neuen Typ der Frauen in der japanischen Nachkriegsgesellschaft, die durch die Demokratisierung eine mehr oder weniger 'unerwartete' Chance erhielten, einen eigenen Lebensweg zu suchen. Dabei wirkte sich ihre bäuerliche Herkunft mit der starken blutsverwandtschaftlichen Anbindung günstig auf ihren Berufsweg aus, da ihre Mutter den Haushalt und die Kindererziehung weitgehend übernehmen konnte. Durch ihre Berufserfahrung erhielt Frau Todoriki aber auch die Chance einer Wiedereingliederung in das nachbarschaftliche Zusammenleben mit einer neuen Rolle als Vermittlerin zwischen den Alteingesessenen und den Hinzugezogenen, sowie die Rolle der Sozialpflegerin.

Die Lebensgeschichte von Frau Todoriki drückt den sozialen Wandel im doppelten Sinne aus: Ihr beruflicher Werdegang verweist auf die veränderte und sich verändernde Möglichkeit der individuellen Entscheidungen; ihr Bezug zur dörflichen Einheit ist begleitet von der strukturellen Veränderung des Ortes von einem Dorf zu einem Stadtteil. Auffällig in der Darstellung der Entscheidungsprozesse ist, dass keine individuelle Entwicklungsgeschichte erzählt wird, in der die persönliche Entscheidung

und deren Folgen in einen kausalen Zusammenhang gestellt würden. Nicht, dass gar keine kausalen Erklärungen angeboten würden, denn Frau Todoriki betont mehrmals, dass sie nicht zu ihrem 'Selbst' gefunden hätte, wenn dies oder jenes anders gelaufen wäre. Jedoch ist ihre Darstellung des Zusammenhangs zwischen ihrer Vergangenheit und ihrem heutigen Selbst stets bezogen auf ihre Mitmenschen und die institutionelle Umgebung. So führt sie die Entscheidung für die weiterführende Schule auf den Einfluss der Nachbarsfamilie zurück, und auch der entscheidende Einstieg in ihren Lehrerberuf wird in den Kontext des Lehrermangels eingebettet. Dass dieser Einstieg wiederum nicht rein zufällig geschah, unterstreicht die Vorgeschichte, da sie in der Firma, in die sie direkt nach dem Schulabschluss eingetreten war, nicht mit ihrer Arbeit zufrieden war.

III.

Die lebensgeschichtliche Erzählung von Frau Todoriki bietet mehrere Ansätze zur Interpretation und Reflexion, die hier nur grob zusammengefasst werden können.

1) Sie zeigt, auf welche Weise sich das dreiphasige Lebenslaufmodell (Ausbildung, Erwerbstätigkeit und Ruhestand) in einem Dorf am Rande einer Grossstadt durchsetzen konnte. Zwar stellt Frau Todoriki selbst eher eine Ausnahme dar (die einzige mit einer höheren Schulbildung in ihrer Altersgruppe), doch macht die weitere soziale Entwicklung deutlich, dass eine solche Gestaltungsmöglichkeit auch für andere Frauen in der Nachkriegsgesellschaft wuchs. Die Bereitstellung von institutionellen Möglichkeiten der Ausbildung für die Masse im Zuge der Demokratisierung ermöglichte immer mehr Personen, einen ähnlichen Berufsweg einzuschlagen wie Frau Todoriki. In diesem Sinne kann hier parallel zum westlichen Prozess durchaus von einer Modernisierung des Lebenslaufmodells gesprochen werden, die konkret durch die Institutionalisierung und die Individualisierung der Lebensläufe vorangetrieben wurde. Diese Modernisierung der Lebensläufe bedeutet zugleich einen Universalisierungsprozess des dreiphasigen Lebenslaufmodells, das aus dem historischen Zusammenhang der westlichen Gesellschaften hervorgegangen war.

2) Auf der anderen Seite zeigt die Analyse der Entscheidungsprozesse innerhalb der lebensgeschichtlichen Erzählung, dass eine individuumzentrierte Interpretationsweise der eigenen Lebensgeschichte nicht vor-

kommt. Die wichtigen Entscheidungen werden im Verlauf der Lebensgeschichte nicht in innerindividuellen Kausalzusammenhängen dargestellt, und damit einhergehend werden die jeweiligen kontextuellen Zusammenhänge als Grundlagen der Veränderung im Leben des einzelnen hervorgehoben. Daher wird hier nicht eine Geschichte der 'Selbstverwirklichung' erzählt, sondern der Verlauf von einem kontextuellen Zusammenhang zum nächsten. Daraus ist zu schliessen, dass trotz der Übernahme des modernen Lebenslaufmodells in seiner Struktur die Semantik des 'Individuums' offenbar keinen Zugang in die Erzählung gefunden hat.

3) Dies hat für die Betrachtung der Zeit-Probleme wichtige Implikationen. Denn wie eingangs erwähnt, ist eine klare Unterteilung der Zeit in Arbeits- und Freizeit nur vor der Semantik der individuellen Zeit möglich. Im Gegensatz dazu macht die Erzählung von Frau Todoriki deutlich, dass das 'Selbst' nur im zwischenmenschlichen Kontext – ob beruflich, nachbarschaftlich oder familiär – darstellbar und begreifbar ist. Vor diesem Hintergrund ist Zeit stets gemeinsames "Zeiten" mit anderen, das nicht aus individueller Perspektive in unterschiedliche Abschnitte in "Arbeits-" oder "Freizeit" unterteilt werden kann.

LITERATUR

BACHMANN-MEDICK, Doris (Hg.) (1997). *Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen*. Berlin.

BERG, Eberhard/FUCHS, Martin (Hg.) (1993). *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt/M.

BHABHA, Homi K. (1994). *The Location of Culture*. London/New York.

CLIFFORD, James (1988). *The Predicament of Culture. Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art*. Cambridge/London.

Ders./MARCUS, George E. (Hg.) (1986). *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley.

FABIAN, Johannes (1983). *Time and the Other. How Anthropology Makes its Object*. New York.

MATTHES, Joachim (Hg.) (1992). *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*. Göttingen.

NHK SERON CHÔSABU (1991). *Zusetsu Nihonjin no seikatsu jikan* [Die Alltagszeit der Japaner]. Tōkyō.

SHIMADA, Shingo (1994). *Grenzgänge - Fremdgänge. Japan und Europa im Kulturvergleich*. Frankfurt/New York.

Ders. (1997). *In/Zwischen. Der Diskurs der Moderne und die Erfindung Japans aus dem Geiste des Orientalismus*. Erlangen: Habilitationsschrift.

